

PAUL HAMBRUCH

**MALAIISCHE MÄRCHEN
AUS MADAGASKAR UND INSULINDE**

Zuerst erschienen:
1922

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783865118912

© 2017



INHALT

Einleitung	9
Madagaskar	
1. Sonne, Mond und Hahn	14
2. Kuckuck	14
3. Mensch und Mücke	15
4. Kuh und Bache	16
5. Wildschwein und Chamäleon laufen um die Wette	16
6. Wildschwein und Frosch schwimmen um die Wette	18
7. Rabotity	19
8. Wie aus einer Biene ein Ochse wurde	20
9. Der Alte mit den sieben Söhnen	21
10. Tangaly und Doso	23
Insulinde	
11. Der Affe und die Kröte	30
12. Wie die Vögel einen König kürten	31
13. Der Klatsch der Tiere	32
14. Die Schildkröte und der Elefant	33
15. Der Streit der Pflanzen	36
16. Der malaiische Reineke Fuchs	37
17. Die Schöpfung der Erde	60
18. Die Schöpfungsgeschichten der Javaner	63
19. Warum der Neumond ist	72
20. Die Zauberer von Ake-dabo	73
21. Wie die Leute von Engano zu ihren Ärzten kamen	75
22. Vom Manne, der Gott versuchte	76
23. Wie Allah die guten und schlechten Taten der Menschen richtet	78
24. Die ungetreue Gattin	80
25. Wie die Affen entstanden	83
26. Die Geschichte vom Affen	84
27. Der Vogel Garuda	86
28. Suri ikuen und die beiden Raubvögel	89
29. Der Halbe	91
30. Simpang Impang	93
31. Die Erzählung von Lafaang	95
32. Die Erzählung vom himmlischen Prinzen und der irdischen Prinzessin	97

33. Rakian	101
34. Keang-Njamo	105
35. Der Streit der Glieder des Menschen	106
36. Recht muß Recht bleiben	107
37. Betrug bringt keinen Segen	110
38. Teile, und dann herrsche!	111
39. Der Blinde und der Lahme	114
40. Prinzessin Sini ma Sidaja	116
41. Die Geschichte einer Frau, die zum Manne und darauf König wurde	117
42. Das Makassarische Aschenbrödel	119
43. Die Geschichte vom blinden König, der in den Westlanden wohnte	121
44. Die arme alte Frau und der Fisch auf dem Trocknen	129
45. Michel und die Schlange mit den sieben Köpfen	134
46. Don Juan und die alte Zauberhexe	137
47. Nabala	143
48. Der Prinz und die Prinzessin	153
49. Die Geschichte vom ringwurmkranken Kerisen	158
50. Kaduan	162
51. Serungal	165
52. Die faule Frau mit dem Korbe	167
53. Ein Toter tötet zwei, und zwei Tote töten vierzig	168
54. Zwei Geschichten von Sangumang	172
55. Der malaiische Eulenspiegel	179
56. Zwei Parabeln aus dem Bosian us Salathin	208
57. Das Wasser »Lebensmutter«	210
58. Die Geschichte vom Sultan Indjilal	212
59. Wie Boro Budur entstand	231
60. Die Kalang-Legende	233
61. Treue Liebe findet ihren Lohn	245
Quellennachweise und Anmerkungen	256

EINLEITUNG

*Berdjalan bertemu kampon sa-buwah
serta denan taman jan endah
ija berkata kapada teman
endah-nja tuwan buna di-taman.*

*Sie standen plötzlich vor einem Schloß;
Rings herum war ein herrlicher Garten.
Da sprach der eine zu seinem Gefährten:
»Sieh doch, mein Lieber, die schönen Blumen!«*

Aus der »Bidasari«

Die folgenden »Malaiischen Märchen« sind eine Auswahl. Aus einer ungemein reichen Fülle von Dokumenten, für deren Zusammentragen, Sammeln, Aufzeichnen, textkritischer Behandlung, Veröffentlichung man vor allen andern den Holländern, ihren Beamten, Missionaren und Gelehrten nicht genug danken kann, ist sie getroffen worden. Einer besonders langen, ausführlichen Einleitung bedarf es diesmal nicht. Es würde dann vieles wiederholt werden müssen, was in den Einführungen zu den »Indischen Märchen« von Johannes Hertel, zu den »Buddhistischen Märchen« von Heinrich Lüders, zu den »Afrikanischen Märchen« von Carl Meinhof gesagt ist und was ich zumal in meinen »Südseemärchen« ausführte. – Bilden die »Malaiischen Märchen« durch ihre Träger den Vermittler zu den stammverwandten Südseemärchen, und unterstehen sie in allerstärkstem Ausmaße indischen und nordafrikanischen, arabischen Einflüssen, so befruchteten sie ihrerseits die Literatur Madagaskars. Allerdings sind die Literaturen Insulindes, seiner zerrissenen Gestaltung entsprechend, nicht gleichwertig. In ihnen spiegelt sich die Kulturhöhe ihrer Träger und Bewahrer wieder. Und da darf man nicht vergessen, daß neben hochkultivierten Völkerschaften, die Meisterwerke der Baukunst errichteten, wie z. B. Borobudur, halbwilde Völker wie die menschenfressenden Batak oder kopfjagenden Dajak stehen, alle doch eines Blutes sind und verwandte Sprachen reden.

Einen Vorsprung hat die Malaiische Literatur vor dem größten Teil der afrikanischen und überhaupt der Südsee- und australischen Literatur; sie hat frühzeitig aus eigener Kraft, dann unter indischem, später auch arabischem Einfluß Schriftsysteme entwickelt, die auch zur Aufzeichnung ihrer literarischen Denkmäler Verwendung fanden. Und vor allem macht

darin die arabische, den malaiischen Lauteigenheiten angepaßte Schrift bald einen überragenden Einfluß geltend. Aus dem Jahre 1603 ist die erste malaiische Handschrift, die moralisierende Erzählung Makota segala radjaradja »Die Krone der Könige«, bekannt geworden. So wurde denn im Laufe der Jahrhunderte eine Fülle Handschriften niedergelegt, die das prächtigste Literaturgut der Malaien sicherten, ein Gut, das es wohl verdiente, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden, von dem man bedauern muß, in der folgenden Auswahl, z. B. der Kalang-Legende, der Geschichte der Hi Dreman, vom Sultan Indjilai usw. dem Leser nur einen kleinen Vorgeschmack geben zu können. Gern hätte ich das ursprünglich indische, doch gänzlich im malaiischen Sinne umgestaltete Râmâyana aufgenommen – es hätte den ganzen Band ausgefüllt.

Die Raumbeschränkung gebot die Auswahl. Die 61 Stücke mit den 105 Erzählungen werden vielleicht imstande sein, dem Leser einen Eindruck von der eigenartigen malaiischen Literatur zu geben, von der einfachsten, anspruchlosesten Erzählung, den Tier-Geschichten, den Kosmogonien, den moralisierenden Erzählungen, Heilbringer-Sagen, Parabeln zur Rahmenerzählung und zum Epos. Alle literarischen Denkmäler werden in den verschiedensten Vertretern vorgestellt, auch das Sprichwort, in dessen Prägung der Malaie ein Meister ist, ist nicht vergessen. Es ist nach der Gewohnheit des Erzählers in manche Geschichte eingestreut.

Vielleicht tragen die düsteren Zeitläufe dazu bei, daß ohne voreingenommene Absicht dem Ganzen ein freundliches Gewand gegeben wurde, daß die fröhlichere Seite der Erzählungen überwiegt, wie sie am besten im »Malaiischen Reineke Fuchs« und »Malaiischen Eulenspiegel« zum Ausdruck gebracht ist. Tatsächlich sind diese Geschichten ja auch die Lieblingserzählungen der Malaien, die überallhin mitgenommen wurden, deren Abbildern wir in Madagaskar und auch in der Südsee wieder begegnen. Das Hikajat Pelanduk Djinaka, der malaiische Reineke Fuchs, wurde als solcher nicht aufgenommen, – eine gute Gesamtdarstellung ist von Kläsi gegeben worden – sondern die Einzelerzählungen bevorzugt und gesammelt, die einmal mehr als das eben genannte Hikajat geben, dann auch verraten, mit welcher Liebe der Malaie gerade diese verschmitzte Tiergestalt sich zu eigen machte, zu einem Haupthelden in seiner Literatur gestaltete. Die Erzählungen des »Eulenspiegels« werden als solche zum ersten Male in ihrer Zusammenstellung einem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht – auch sie hätten sich noch um etliche vermehren lassen.

Ob diese Eulenspiegelgestalt eine bodenständige Figur ist oder nicht, vielmehr von außen her in die malaiische Literatur hineingetragen wurde, ob nicht die Erzählungen vom Kara Gös oder Nas'r eddin hier Gevatter

standen, mag späterhin entschieden werden. Wir werden sehen, daß die Malaien diese Figuren sich ganz aneigneten, wie sie denn überhaupt ein Geschick besitzen, fremde Erzählstoffe so umzugestalten, daß sie wie bodenständige wirken.

Die Stücke sind so ausgesucht, daß sie dem Leser ein Bild von der Wirklichkeit vermitteln; die malaiische Denkweise, Gemütsverfassung, ihre guten Seiten: Liebe, Mitleid, Freundschaft, Hingabe, ihre Schattenseiten: Haß, Eifersucht, Tücke, Grausamkeit, sie kommen gut zur Geltung. Lebendig ist der Natursinn, das Natürliche wird wiedergegeben, wie es benötigt wird, ungekünstelt, oft derb, oder dann häufig dem Ganzen eine komische Seite abgewinnend. Für rein phantastische, mythische Gebilde ist wenig Raum, wo sie auftreten – und in den Märchen werden wir ihnen begegnen –, sind sie das Kennzeichen für einen ursprünglich fremden, mit der Zeit völlig aufgesogenen Stoff, meist indischer Herkunft. Typisch ist der malaiischen Gestaltungsart ihr Hang zum Weichlichen; die auftretenden Personen sind überaus häufig weiche Naturen; energische, kraftvolle Gestalten sind selten; auch sie sind passiv; Weinen, Klagen, Jammern sind ihnen nicht fremd. Sie üben daher eine ganz andere Wirkung auf uns aus wie auf den malaiischen Zuhörer.

Wie wir uns überhaupt an einige Eigentümlichkeiten bei der Lesung gewöhnen müssen, die behagliche Breite, mit der erzählt wird, und die gelegentlichen ermüdenden Wiederholungen. Im großen und ganzen habe ich mich wie bei den »Südseemärchen« an Vorlagen gehalten, für welche die Eingeborenen-Texte in irgendeiner Form vorliegen. Eine freie Übertragung war nicht zu umgehen, doch versucht sie dem Urtext auf das gewissenhafteste gerecht zu werden. Unverständliches ist nach Möglichkeit ausgeschieden worden, bzw. enthalten die Anmerkungen die erforderlichen Erklärungen.

Die Initialen sind nach Vorlagen hergestellt, wie sie das hamburgische Museum für Völkerkunde in seinen reichen Schätzen aus Malaisien birgt. Sie vermitteln dem Beschauer eine zweite künstlerische Seite der Eingeborenen.

Die Vorlagen zu den Tafeln verdanke ich der Liebenswürdigkeit und Kunst des *Herrn R. Schubert* in Alt-Rahlstedt bei Hamburg.

tersebut-lah pula suwatu perkataan:

Jetzt höret wieder eine Geschichte:

Hamburg, am 14. Juli 1921

Dr. Paul Hambruch

*

Den
Gönnern und Förderern der
»Indo-Ozeanischen Gruppe für Auslandsstudien
an der Hamburgischen Universität«

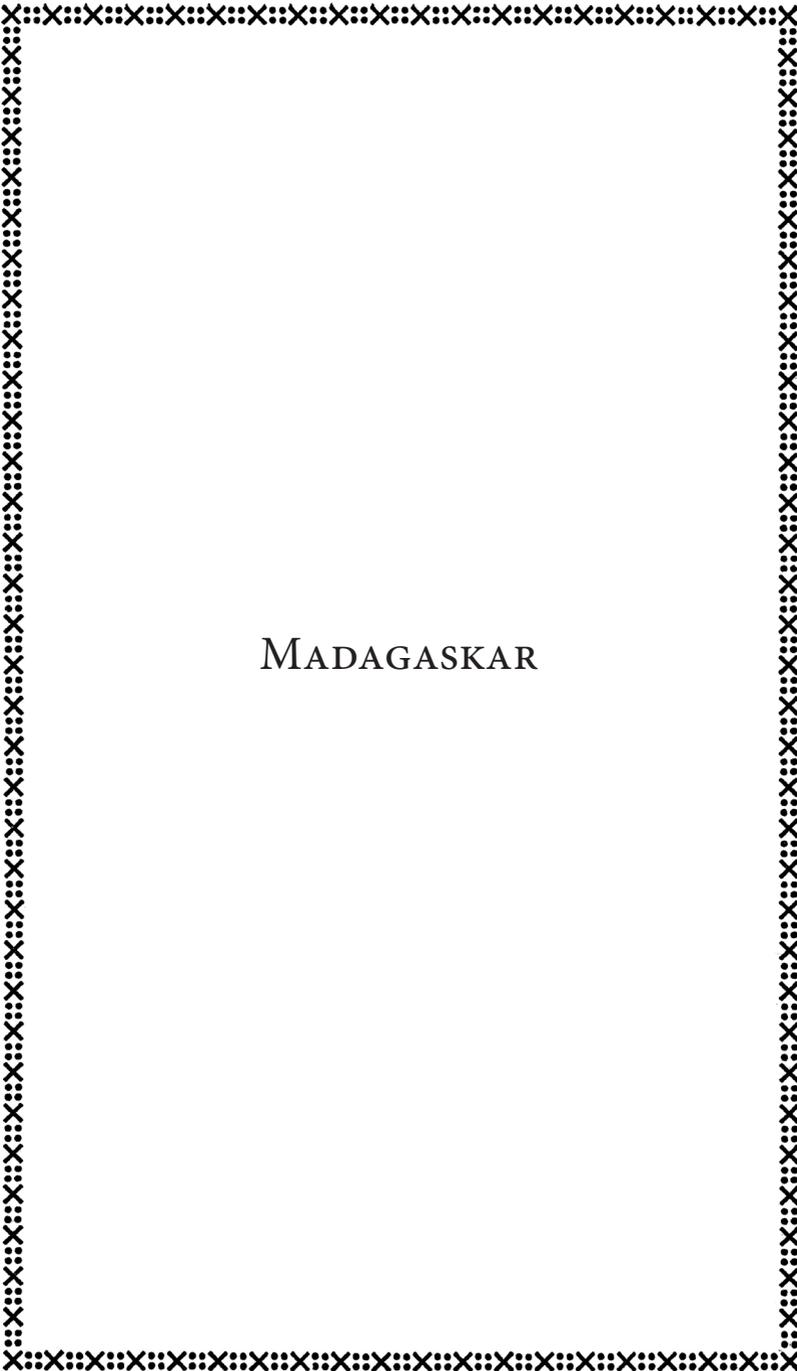
Herrn Emil Helferich

Direktor des Straits- und Sunda-Syndikats
und

Herrn E. L. Lorenz-Meyer

i. Fa. Arnold Otto Meyer

zugeeignet



MADAGASKAR



1. SONNE, MOND UND HAHN



ie drei Götterkinder Sonne, Mond und Hahn lebten als Brüder anfangs einträchtig beieinander.

Eines Tages ging die Sonne einmal aus, Mond und Hahn blieben im Hause. Da befahl der Mond dem Hahn, er möchte die Rinder hereinholen, doch der weigerte sich. Der Mond wurde darob böse, faßte ihn beim Schopf und warf ihn auf die Erde hinunter.

Als die Sonne heimkam, erzählte der Mond ihr den Vorfall. Die Sonne wurde betrübt und sagte: »Du magst nicht in Eintracht leben; schön, dann will ich auch nicht mehr mit dir ausgehen. Fortan gehört dir die Nacht und du darfst erst des Abends ausgehen. Der Tag jedoch ist mein. Und der Hahn wird mich niemals vergessen, denn ich habe ihn nicht vertrieben und noch immer lieb. Auch will ich's nicht haben, daß er ausgeht oder kräht, wenn du unterwegs bist.«

Der Hahn befolgte die Anweisungen der Sonne. Allemal, wenn sein Bruder morgens aufsteht, freut er sich ihn zu sehen; er erinnert sich daran, daß sie sein älterer Bruder ist, er schaut ihn an und ruft unaufhörlich den Tag über: »Indriinilay zoky e! Indriinilay zoky e! [Sieh da, mein älterer Bruder, e!]
« Und wenn die Sonne untergegangen und der Mond an der Reihe ist, dann begibt sich der Hahn schnell ins Haus, um den andern nicht sehen zu müssen.

2. KUCKUCK



in Sohn Janaharys war gestorben. Der rief sämtliche Lebewesen der Erde zusammen, damit sie bei der Bestattung die Trauerlieder sängen. Auf Befehl Janaharys begannen alle mit dem Gesang, aber bald wurden etliche müde, und man vernahm ihre Stimmen nicht mehr. Nach Verlauf

einer Stunde sangen nur noch sehr wenige Trauerlieder. Und nach zwei Stunden hörte man fast keinen mehr. Als die dritte Stunde zu Ende ging, waren alle heiser und stimmlos geworden, nur der Kuckuck sang noch aus vollem Halse. Tag und Nacht sang er, bis Janahary ihm schließlich Einhalt gebot. Als der Kuckuck ihn nun um eine Belohnung bat, sprach Janahary: »Ich bin mit dir zufrieden. Hinfort sollst du dir, wenn du Eier legen willst, nicht wie andere Vögel ein Nest bauen; denn du mußt doch jetzt sehr müde sein, nachdem du solange gesungen hast. So sollst du deine Eier denn in die Nester anderer Vögel legen; du darfst ihre hinauswerfen und zerschlagen, damit du Platz für deine eigenen bekommst. Die anderen Vögel sollen die Mühe haben, deine Eier auszubrüten, aber du brauchst es nicht!«

Und so geschieht es denn. Der Kuckuck brütet seine Eier nicht aus, sondern schiebt sie den anderen unter.

3. MENSCH UND MÜCKE



Herr Olombelona und die Mücke Nekehitsa hatten Gefallen aneinander; so schlossen sie denn auch Blutsbrüderschaft; als Nekehitsa vom Blute des Herrn Olombelona trank, mundete dies ihr vortrefflich. Und so erzählte sie nachher anderen Mücken: »Wir mühen uns allemal ab, Blut ausfindig zu machen. Da wollen wir künftighin doch nicht das unseres Bruders vergessen, das ausgezeichnet schmeckt.« Eine andere Mücke antwortete: »Laßt uns ihn besuchen und einmal sein Blut proben; dann ersparen wir ihm die Mühe, uns Reis zu kochen, Wasser zu holen und ihn zu waschen, wir bitten ihn da nur um ein recht einfaches Mahl.«

Herr Olombelona war eingeschlafen und schnarchte, als die Besucher bei ihm erschienen; sie baten nach allen Regeln des Anstands um Eintritt, doch Herr Olombelona hörte sie nicht und antwortete nicht. »Bss! Bss!« machten die Mücken, »laßt uns hineingehen.« Damit flogen sie hinein, ließen sich auf dem Menschen nieder und tranken sein Blut. Plötzlich fuhr Herr Olombelona aus dem Schläfe auf und rief wütend: »Wartet! Euch werde ich kommen! So benehmt ihr euch also einem Blutsbruder gegenüber?« Und tapp, tapp! streckte er eine Mücke nach der anderen nieder.

Seither, so geht die Mär, sind Menschen und Mücken keine Freunde mehr. Sieht der Mensch eine Mücke, schlägt er sie tot; trifft aber die Mücke einen Menschen, sticht sie ihn und saugt sein Blut.

4. KUH UND BACHE



uh und Bache wohnten, so geht die Mär, zusammen in einem geruhigen Tal. Sie bekamen zur selben Zeit Junge, sprach die Bache zu ihrer Gefährtin: »Schau, wie fruchtbar ich bin, und wie viel schöner ich mit meinen vielen Kleinen bin als du!« Die Kuh antwortete: »Laßt uns ins Dorf gehen und den Leuten unsere Nachkommenschaft zeigen; wer von uns verhöhnt wird, soll die Häßlichste sein.« Die Bache willigte ein, und beide begaben sich auf den Weg. Die Kuh trabte zuerst durch die Gassen; als die Leute sie sahen, sagten sie: »Schaut mal, welch herrliche Kuh! Seht, was für ein niedliches Kälblein sie bei sich hat!« Die Bache folgte ihr unmittelbar; als die Leute sie sahen, höhnten sie und riefen: »Seht einmal das garstige Wildschwein an!«

Daher trägt das Wildschwein stets den Kopf zum Boden gesenkt; es schämt sich der Worte der Menschen, Die Kuh aber hält das Haupt hoch empor, denn sie ist auf die Schmeicheleien stolz.

5. WILDSCHWEIN UND CHAMÄLEON LAUFEN UM DIE WETTE



ildschwein und Chamäleon, so geht die Mär, waren eines Tages auf der Nahrungssuche und begegneten sich am Ufer des Entwässerungskanales eines Reisfeldes. Das Wildschwein fragte das Chamäleon nach woher? wohin? »Ich suche mir etwas zu essen,« antwortete es. »Du wirst gerade was zum Beißen finden, du bist ja so schwach und langsam! Du mußt nicht so planlos umherirren. Fürchtest du dich denn nicht, einmal einem solch großen Tier wie mir zu begegnen und von seinen Hufen zertreten zu werden?« »Du hast schon recht,« entgegnete das Chamäleon, »und alles, was du sagst, stimmt aufs Haar. Aber bedenke doch auch, bin ich schon klein, so brauche ich nur wenig zum Essen, und deshalb kann ich mir sehr leicht das verschaffen, was ich nötig habe.« Das Wildschwein war darob ganz erstaunt und fand keine Worte zur Erwiderung. Das Chamäleon setzte hinzu: »Bist du einverstanden, Herr Vetter, dann wetten wir einmal. Glaube aber bitte nicht, daß ich dich, den viel Stärkeren, zum Kampfe herausfordern will. Ich schlage dir nur ein einfaches, kleines Vergnügen vor.« – »Einverstanden; wenn du schon, trotz deiner Kleinheit, so verwegen bist, dann werde ich, der Große und Starke, doch nicht nein sagen. Sprich, welche Wette wollen wir eingehen?« – »Was du willst!« Sie entschieden sich für einen

Wettlauf und wählten zum Ziel einen Baum, der in recht beträchtlicher Entfernung vor ihnen am Wege stand. »Ich bin fertig!« sagte das Wildschwein. »Warte bitte noch einen Augenblick,« sprach das andere Tier, »damit ich das Ziel klar erkennen kann.« Dabei traf das Chamäleon einige Vorbereitungen, um im geeigneten Augenblick auf den Rücken des Schweines springen zu können. Als es eine günstige Stelle gefunden hatte, rief es: »Herr Vetter, es kann losgehen!« Gleichzeitig sprang es auf den Rücken des Schweines, das unter Aufbietung aller Kräfte vorwärtsstürmte. Als sie am Ziel waren, ließ sich das Chamäleon ins Gras fallen. Das Wildschwein schaute sich um und meinte, das Chamäleon wäre noch weit hinten. »Herr Vetter,« rief es, »schaut nicht zurück, ich bin bereits hier vor dir!« Wütend wollte das Wildschwein den Wettstreit nochmals zum Austrag bringen. Das Chamäleon nahm an, gebrauchte dieselbe List und war wieder der Erste. Das Wildschwein war immer ärgerlicher geworden: »Kein Tier hat mich je besiegt; ich werde mich rächen und dich verschlingen.« – »Das wäre Verrat, Herr Vetter! Haben wir nicht eine gemeinsame Abmachung getroffen?« – »Ich erinnere mich daran nicht im allergeringsten, ich will dich fressen.« – »Na, dann erlaube mir wenigstens, meine Verwandten vorher davon in Kenntnis zu setzen, denn das ist ja kein Spiel mehr, sondern eine höchst wichtige Angelegenheit.« – »Mach, daß du fortkommst,« sagte das Wildschwein, »ich werde hier warten.«

Also begab sich das Chamäleon fort; es traf zunächst den Tsintsina-Vogel und sprach zu ihm: »Ich will mit dem Wildschwein kämpfen; bitte, stehe mir bei, du bist ja ein hilfsbereiter Freund.« – »Gern,« erwiderte der Tsintsina-Vogel, »vertraue mir nur; ich werde im hohen Grase sitzen und aufpassen.« Darauf erblickte das Chamäleon die Wachtel und bat sie um die gleiche Hilfeleistung; die Wachtel sagte zu und wollte sich in den Graben begeben, um dem Kampfe zuzuschauen. Alsdann traf das Chamäleon die Lerche, den Papelika-Vogel und den Frosch; es erzählte allen dasselbe und erhielt die gleiche Antwort. Inzwischen war das Wildschwein ungeduldig geworden und, anstatt auf seinen Feind zu warten, ihn suchen gegangen. Unterwegs wurde es vom Tsintsina-Vogel bemerkt, der rief: »Iaty! Iaty! Da ist er! Da ist er!« Das Wildschwein meinte die Stimme des Menschen zu hören und schlug sich seitwärts in die Büsche. In der nächsten Bodensenke rief ihm die Wachtel entgegen: »Safaleo Safaleo! Umzingelt, umzingelt ihn!« Es flüchtete weiter. Am Bergfuße bemerkte es der Papelika-Vogel: »Bobo! Bobo! Piff, paff!« In der Ebene ließ die Lerche ihren Ruf erschallen, als es bei ihr vorüberlief: »Sorosy! Sorosy! Fangt ihn! Fangt ihn!« Und als es durch ein Reisfeld trabte, quakte der Frosch: »Peheto! Peheto! Greift an! Greift an!« Das Wildschwein, das von all den Anstrengungen ganz erschöpft war, wußte nicht, nach welcher Seite es

flüchten sollte. In diesem Augenblick kam der Mensch mit einem Hunde vorbei. Sie töteten das Wildschwein.

So wurde das große und starke Wildschwein von der Klugheit des kleinen Chamäleons besiegt.

6. WILDSCHWEIN UND FROSCH SCHWIMMEN UM DIE WETTE



Lambo, das Wildschwein, begegnete eines Tags am Rande eines Reisfeldes Boketra, dem Frosche. Der Große sah auf den Kleinen herab und sagte: »Verhalte dich ruhig und plantsche nicht im Wasser, wenn du dabei soviel Lärm machen mußt!« – »Mein Lieber,« antwortete Herr Boketra, »ist's auch schon recht, daß du der Große bist, so verbitte ich's mir doch ernstlich, so anmaßend zu mir zu sprechen. Bist du wirklich so stark wie du scheinst? Laß uns einmal unsere Kräfte im Schwimmen messen.« – »Halt den Mund und belästige mich nicht obendrein. Ich nehme es mit hundert deinesgleichen auf.« – »Gewiß, sehr wohl! Ich weiß, daß du sehr kräftig bist. Aber vielleicht bin ich dir doch im Schwimmen über.« – »Schön, einverstanden! bei Neumond treffen wir uns wieder, jeder bringt seine Angehörigen mit, die dann dem Austragen des Wettstreites in der Großen Lagune in Amparihilara zuschauen sollen.«

Vor dem Kampfe dachte sich nun Boketra eine List aus. Er bat mehrere andere Frösche, sich hier und dort in der Lagune, wo die Schwimmer vorbei mußten, zu verstecken, und etwa von Herrn Lambo gestellte Fragen richtig zu beantworten.

Als die beiden Gruppen beieinander waren, hielten ihre Führer einen Rat ab, um zu beschließen, was mit dem Besiegten geschehen sollte. Man kam überein, daß er mit seiner ganzen Familie hinzurichten wäre. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Wildschweine durchaus nicht glaubten, daß eine Niederlage ihres Kämpen überhaupt möglich war.

Die Schwimmer starteten also. Der eine verließ sich allein auf seine Kraft; er schwamm mit kräftigen Stößen vorwärts, und das Wasser spritzte um ihn hoch auf; der andere hielt sich zurück. Herr Lambo befand sich bald mitten im See. Seine Verwandten feuerten ihn durch Zurufe an. Doch fühlte er sich plötzlich matt und matter werden; er wandte den Kopf nach rechts, nach links, um zu sehen, wieviel er wohl seinem Gegner voraus war. Sofort rief ihm ein Frosch zu: »Na, noch ein bißchen und du hast ihn um ein gutes Stückchen überholt.« – »Wo steckt denn mein Gegner?« fragte das Wildschwein. »Hier bin ich!« antwortete hinter ihm

ein anderer Frosch. Da begann das Schwein mit verstärkter Anstrengung wieder weiter zu schwimmen.

Ein wenig später wiederholte sich das gleiche Spiel. Als der erschöpfte Herr Lambo den Mund öffnete, um sich nach seinem Gegner zu erkundigen, drang ihm das Wasser in den Schlund, und er ertrank.

Die anderen Schweine, die am Ufer zurückgeblieben waren, wurden durch den plötzlichen Tod aufs höchste überrascht. Wütend über die Frösche, die dem Sieger zujubelten, wollten sie sich auf die kleinen Kerle stürzen, um sie zu verschlingen; doch die sprangen sämtlich ins Wasser und entkamen so ihren Feinden. Seither sind Frösche und Schweine keine Freunde mehr gewesen.

7. RABOTITY



abotity jagte eines Tages im Walde. Er stieg auf einen hohen Baum. Da es gehörig wehte, brach der Ast; Rabotity fiel zur Erde und brach ein Bein. Nun sagte er: »Der Baum ist der Mächtigste auf Erden, er hat mir mein Bein zerschlagen.« Doch der Baum antwortete: »Wenn ich der Mächtigste wäre, hätte der Wind mich nicht entwurzelt. Also ist der Wind der Mächtigste.« Der Wind sprach: »Wenn ich der Mächtigste wäre, würde der Berg mir nicht den Weg versperren. Der Berg ist also der Mächtigste.« Der Berg sagte: »Wenn ich der Mächtigste wäre, würde die Ratte sich nicht durch mich hindurchwühlen. Die Ratte ist also die Mächtigste.« Die Ratte sprach: »Wenn ich die Mächtigste wäre, würde die Katze mich nicht verschlingen. Die Katze ist also die Mächtigste.« Die Katze sagte: »Wenn ich die Mächtigste wäre, könnte der Strick mich nicht fesseln. Der Strick ist also der Mächtigste.« Der Strick sprach: »Wenn ich der Mächtigste wäre, vermöchte das Messer mich nicht zu zerschneiden. Das Messer ist also am mächtigsten.« Das Messer sagte: »Wenn ich am mächtigsten wäre, wäre das Feuer nicht imstande, mich zu vernichten. Das Feuer ist am mächtigsten.« Das Feuer sprach: »Wenn ich am mächtigsten wäre, dürfte das Wasser mich nicht auslöschen. Das Wasser ist am mächtigsten.« Das Wasser sagte: »Wenn ich am mächtigsten wäre, brauchte ich nicht das Boot zu tragen. Das Boot ist am mächtigsten.« Das Boot sprach: »Wenn ich am mächtigsten wäre, könnte der Stein mich nicht zertrümmern. Der Stein ist am mächtigsten.« Der Stein sagte: »Wenn ich am mächtigsten wäre, vermöchte die Krabbe mich nicht zu durchbohren. Die Krabbe ist am mächtigsten.« Die Krabbe sprach: »Wenn ich am mächtigsten wäre, würde der Mensch mich nicht essen. Der Mensch ist also der Mächtigste.«

8. WIE AUS EINER BIENE EIN OCHSE WURDE



ahaka wettete eines Tages mit einem Adligen, daß er aus einer Biene einen Ochsen machen könnte. Der lachte ihn aus. Doch er holte ein Bambusrohr, steckte eine Biene hinein, nahm den Bambus auf die Schulter, zeigte ihn überall herum und rief: »Heda! Seht euch meinen Ochsen an, seht euch meinen Ochsen an!«

So marschierte er den Tag über von einem Dorf zum andern und trug den Bambus auf der Schulter. Gegen Abend machte er in dem Hause eines Dorfes, in dem er schon gewesen war, Halt. Als die Leute ihn sahen, fingen sie an, ihn zu verhöhnen und riefen: »Halloh! Da ist ja Mahaka! Mahaka ist da!« – »Jawohl, so heiße ich,« antwortete der Schalk. »Wißt ihr das noch nicht?« – Und wieder rief er: »Heda! Seht euch meinen Ochsen an, seht euch meinen Ochsen an!« Dabei zeigte er ihnen die Biene.

»Wo sollen wir denn dein Vieh unterstellen?« fragte ihn der Herr des Hauses, da inzwischen die Nacht angebrochen war.

»Bringt es dahin, wohin es gehört,« antwortete er.

Der Mann brachte die Biene zu den Hühnern, die sie sofort mit den Schnäbeln zerhackten. Als er am nächsten Morgen das Tier wiederholen wollte, war es tot. Der Wirt geriet in helle Aufregung und sagte zu seinem Gaste: »Mahaka! Mahaka! Dein Vieh ist tot!« – »Wer es tötete, gehört dafür mir!« – »Dummes Zeug, das fehlte noch!« – »Schön,« erwiderte Mahaka, »dann gib mir genau solch eine Biene wieder. Sonst gehört mir der, welcher sie getötet hat.«

Der Herr des Hauses war darob ganz verschüchtert und war damit einverstanden, daß Mahaka die Biene durch ein Huhn ersetzt wurde. Am anderen Tage verließ Mahaka das Dorf; das Huhn hatte er unterm Arm, und gemächlich marschierte er seines Wegs. Als die Sonne unterging, trat er in das Haus eines vornehmen Mannes, der viele Kinder hatte. »Hallo! Mahaka! Halloh! Mahaka!« riefen sie. »Jawohl, ich heiße wirklich Mahaka, da kennt ihr mich also schon. Schaut euch mal meinen Ochsen an,« fuhr er fort und zeigte dabei auf das Huhn. »Wo sollen wir das Huhn unterbringen?« fragte der Hausherr. »Bringt es dahin, wohin es gehört!« Die Kinder griffen das Huhn und setzten es bei den Enten aus. Doch die bisßen es tot, denn sie duldeten nichts Fremdes bei sich.

»Ich werde die mitnehmen, die mein Vieh gemordet hat,« sagte Mahaka. Und dabei rollte er so fürchterlich mit den Augen, daß dem Hausherrn angst und bange wurde und er ihm für das Huhn eine prächtige Ente gab.

Am Abend bat Mahaka um ein Nachtlager bei einem Manne, der Truthühner züchtete. »Bitte, schaff dies Vieh dahin, wohin es gehört,« sagte er zu ihm. Die Kinder brachten die Ente zu den Truthühnern; und am nächsten Morgen war sie tot. Mahaka drohte, und der Mann schenkte ihm eine schöne Truthenne. Mahaka tat sie in einen Korb und wollte die nächste Nacht bei Rabeondry, dem Mann mit den Hammeln, verbringen. »Setz mein Vieh hin, wo sein Platz ist.« Man brachte die Truthenne in die Ecke des Geheges, wo die Hammel eingesperrt waren. Doch die Hammel meinten, in dem Korb wäre Gras; so rannten sie in der Nacht überall mit den Hörnern gegen den Korb an, um ihn zu zertrümmern; dabei ging natürlich die Truthenne drauf. »Ich bin nicht eher zufrieden,« sagte Mahaka und spielte dabei den wilden Mann, »bis man mir ihren Mörder übergeben hat.« – »Eigentlich trifft die Schuld nicht mich,« antwortete Rabeondry, »aber wir wollen uns nicht erzürnen. Nehmt einen Hammel mit.«

Gegen Abend kehrte Mahaka bei einem Manne ein, der viele Ochsen besaß. Der Hammel wurde in eine Bucht gesperrt, wo man einen Ochsen fett machte. In der Nacht stand Mahaka auf, begab sich in die Bucht, tötete den Hammel und bestrich die Hörner des Ochsen mit dem Blute, so daß die ganz rot wurden. Dann legte er sich wieder hin und schlief bis in den hellen Tag hinein; der Hausherr mochte inzwischen die Tat gemerkt haben. Als er aufgestanden war, tat er so, als ob er seinen Hammel holen wollte. Als er ihn tot vor sich sah, überhäufte er den Hausherrn mit schwersten Vorwürfen. »Der hat mir meinen Hammel getötet und dafür soll er mir gehören. Und wenn ihr damit nicht einverstanden seid, dann werde ich euch beim Schulzen verklagen.« Lange währte Rede und Gegenrede, doch bei der Starrköpfigkeit des Mahaka mußte der andere schließlich doch nachgeben und hieß ihn den Ochsen mitnehmen.

Mahaka suchte nun den Adligen auf, mit dem er gewettet hatte, erzählte ihm seine Fahrten und Abenteuer und von den Listen, die er angewandt hatte, um die Biene in einen schönen Ochsen zu verwandeln. Da mußte der Adlige ihm auch noch den Wettpreis auszahlen.

9. DER ALTE MIT DEN SIEBEN SÖHNEN



in Mann hatte sieben Söhne; als sie herangewachsen waren, verließen sie das Haus; niemand blieb beim Vater. Als er schneeweiß geworden war, rief er seine Kinder wieder zu sich und befahl ihnen, einen Stier zu töten. Nachdem dies geschehen war, beauftragte er den Ältesten mit der Verteilung des Fleisches. Doch der Sohn lehnte es ab, denn er wußte

nicht, wie er teilen sollte. Da sprach der Vater: »Teile es in drei gleiche Teile, ein Drittel gibst du den Verwandten meiner Knochen, ein Drittel den Leuten von drinnen, die nach draußen gehen und ein Drittel den Leuten von draußen, die nach drinnen kommen.« Die sieben Söhne waren ob dieses Rates, ebenso wie die Umstehenden, recht verwundert, und der Älteste fragte den Vater nochmals: »Herr Vater, erklärt Euch doch, bitte; wen meint Ihr mit den Verwandten Eurer Knochen? Wen mit den Leuten von drinnen, die nach draußen gehen und wen mit den Leuten von draußen, die nach drinnen kommen?« – »Die Verwandten meiner Knochen,« erwiderte der Greis, »seid ihr selber, denn nach eurem Tode werdet ihr bei mir im Grabe unserer Ahnen beigesetzt, nicht in einem andern Grabe; wenn nicht in einem andern Lande; doch dann lebt ihr ja nicht bei mir. Die Leute von drinnen, die nach draußen gehen, sind eure Schwestern, die sich mit den Männern aus einem andern Hause oder andern Lande verheiratet haben, und die Leute von draußen, die nach drinnen kommen, sind die Schwestern der Fremden, die sich mit euch verheiraten und in unserm Hause wohnen werden. Die Frauen werden hier empfangen und die Kinder, die sie auf die Welt bringen, werden die Nachkommen unserer Ahnen sein.«

Als die Teilung des Fleisches beendet war, sagte der Greis zu seinen Söhnen: »Holt unsern Jagdhund, wir wollen auf die Jagd gehen.« Der Vater zog also in der Begleitung seiner Söhne und des Hundes los; sie erblickten mehrere Perlhühner; sofort machte sich der Hund an ihre Verfolgung, aber, als er sie erreicht hatte, stürzten alle über ihn her, schlugen ihn mit den Flügeln, hackten ihm mit den Schnäbeln die Augen aus und machten ihn blind. Blutend flüchtete sich der Hund zu seinem Herrn. Der Vater sagte kein Wort; er nahm die Hand seines ältesten Sohnes, band den Daumen mit den drei folgenden Fingern zusammen, nur den kleinen Finger ließ er frei, und befahl ihm, mit diesem Finger ihm eine Laus vom Kopf zu nehmen. Der Sohn schaute wohl die Laus, aber es gelang ihm nicht, sie fortzuholen; er sagte: »Herr Vater, wenn ich die Laus fortnehmen soll, dann müßt Ihr mir die Finger wieder losbinden.« Der Greis, der merkte, daß seine Söhne die Unterweisung verstanden hatten, sprach: »Liebe Söhne, nun wißt ihr, daß viele Perlhühner nicht von einem Hund allein auseinandergejagt werden können, und daß man eine Laus nicht mit einem Finger entfernen kann.«

So entstanden die beiden Sprichwörter.

10. TANGALY UND DOSO



s waren einmal zwei recht verschlagene Gesellen, die verstanden die Klügsten zu betrügen und die Weisesten zu hintergehen. Eines Tages lernten sie sich kennen. So geschah es. Tangaly schleppte einen Korb voll Bananen, den er gegen andere eßbare Sachen umtauschen wollte. Da traf er Doso, der Reis trug. Sie wechselten die Lasten und jeder zog mit seiner Bürde weiter. Zu Hause leerte Doso schleunigst seinen Korb; da sah er, daß nur obenauf sich eine Lage Bananen befand, der übrige Rest bestand aus Kehrriecht. Tangaly schüttete ebenfalls seinen Korb aus; bei ihm lag ein wenig Reis oben, und unter der dünnen Schicht fand sich nur leere Spreu. »Ich werde ihn totschiagen, wenn ich ihn wiedertreffe,« sagte Doso. »Der Kerl wird umgebracht, kommt er mir in den Weg,« meinte Tangaly. Schon am nächsten Tage begegneten sie sich; gerade wollten sie aufeinander losschiagen, als sie es doch für besser befanden, Freundschaft zu schließen; jeder fürchtete die Prügel des andern. Und da beide so verschlagen waren, verstand es sich von selbst, daß sie zusammen nun ihr Glück machen mußten. Bevor sie sich jedoch zusammentaten, wollte jeder erst einmal sein Heil allein versuchen.

Tangaly zog gen Norden und spielte den Narren; er ging im Zickzack, tänzelte bald auf einem, dann auf dem andern Bein; redete fortwährend wahllos Worte vor sich hin, die keinen Sinn hatten, und aus seinen Mundwinkeln ließ er den Speichel rinnen, als ob er krank wäre. Den Leuten, denen er begegnete, stellte er verrückte Fragen oder er hielt sie mit kindischen Reden fest. Schließlich traf er ein Paar, das ihm leicht hineinzulegen deuchte: die Frau trug ein herrliches Gewand, und ihr Gatte besaß ein prächtiges Steinschloßgewehr, das mit Kupfer beschlagen war; beide waren mit Muschel- und Glasperlenketten behängt. Tangaly stand am Wege, und als sie vorübergingen, fing er zu tanzen an; und das Ehepaar klappte in die Hände, um im Takte den Tanz des Narren zu begleiten; alles, was sie bei sich hatten, legten sie auf den Boden neben sich hin und waren recht vergnügt, daß sie bei solch angenehmer Unterhaltung im Schatten der Bäume ausruhen konnten. Es entspann sich eine Unterhaltung. »Mütterchen,« sagte Tangaly, »erlaubt mir, Euer Gewand anzulegen.« Im selben Augenblick ließ er den Speichel aus dem Munde laufen. »Väterchen, darf ich einmal mit deiner Büchse zielen?« Dabei machte er etliche groteske Sprünge, um einen Kriegstanz vorzugeben. »Mütterchen, deine Muschelketten sind wirklich prachttvoll!« Dabei nahm er die Muschelketten und band sie um den Kopf. Dann tanzte er, machte einige Schritte rückwärts, dann wieder vorwärts, legte die Sachen wieder hin und nahm sie wieder auf. Das Ehepaar vergnügte sich unge-